

Editorial

Im Jahre 1988 erschien, herausgegeben von Edward O. Wilson und Francis Peters, ein Tagungsband mit einem denkwürdigen Titel: „Biodiversity“. Dieser Neologismus, hervorgegangen aus der Kontraktion von „biological“ und „diversity“, auf Deutsch „Biodiversität“, sollte von da an den naturschutzbiologischen Diskurs dominieren. Zwanzig Jahre später finden sich Texte aus dem Umkreis des Naturschutzes, die gänzlich ohne diesen Begriff auskommen, nur mehr selten. Mit der Wortschöpfung „Biodiversität“ schien eine Formel gefunden, die gleichzeitig ein Wesensmerkmal des Lebendigen, die Vielfalt, und einen Imperativ des Naturschutzes, Bewahrung dieser Vielfalt gegenüber einfältigen Nutzungsformen, auf einen einfachen Nenner brachte. Der Begriff „Biodiversität“ steht einerseits für die irreduzible Mannigfaltigkeit des Lebendigen und den metaphysischen Wert dieser Vielfalt, dockt aber auch an die wohlbekanntesten und in der Ökologie vertrauten Diversitätsmaße wie Artenvielfalt oder Shannon-Wiener-Diversität an. Damit lassen sich zumindest einzelne Aspekte der Biodiversität fassbar, quantifizierbar, als politische Ziele formulierbar und letztendlich überprüfbar machen.

Bei so viel treffsicherer Einkapselung von naturschutzbiologischen Orientierungshilfen gerät leicht in den Hintergrund, dass der Begriff „Biodiversität“ auch einen Missstand beschreibt. Im letzten Jahrhundert hat es die Menschheit vollbracht, Atome zu spalten, einen der Ihren auf den Mond zu befördern und Maschinen zu konstruieren, die Milliarden Rechenoperationen pro Sekunde ausführen können. Die Tier- und Pflanzenarten der Welt vollständig zu beschreiben ist ihr hingegen noch nicht gelungen. Nach wie vor können wir die Gesamtzahl der Arten, die auf der Welt leben, noch nicht einmal auf die Größenordnung genau angeben. Noch immer werden jährlich Tausende von Arten neu beschrieben; ein Ende ist nicht abzusehen, Vollständigkeit nicht zu erkennen. Gleichzeitig werden artenreiche Lebensräume in vielen Ländern in atemberaubendem Tempo zerstört. Lebensraumverlust bedeutet Artenverlust, Artenverlust bedeutet Verlust genetischer Information. Die Menschheit wurde diesbezüglich schon einmal mit einem Fast-Analphabeten verglichen, der ein Schloss mitsamt einer riesigen Bibliothek voller hochinteressanter, komplexer Bücher erbt, die er nun mit Mühe und mäßigem Desinteresse zu lesen beginnt, gleichzeitig aber auch des unmittelbaren Nutzens wegen zur abendlichen Stimmungsaufhellung und Raumtemperierung im offenen Kamin der großen Halle in hohem Tempo verheizt.

Meist wird die unzureichende Kenntnis der Biodiversität mit tropischen Ländern, ihren legendär reichen Regenwäldern und ihrer mangelhaften Forschungsinfrastruktur assoziiert. In mitteleuropäischen Ländern mit ihrer jahrhundertelangen Tradition von Faunistik und Taxonomie, mit ihren berühmten Museen, mit ihren elektronischen Katalogen und Datenbanken sollte dagegen die Biodiversitätserfassung viel weiter fortgeschritten sein. Aber wer kennt die Namen der über 10 000 näheren oder entfernteren Verwandten der Honigbiene in Österreich, die in der Insektenordnung Hymenoptera zusammengefasst werden? Für manche Familien der Käfer oder Dipteren findet sich seit Jahrzehnten in Mitteleuropa

kein Bearbeiter mehr. Mit der Fertigstellung des vorliegenden dritten Bandes der neu bearbeiteten Roten Listen sind nun insgesamt fast 3 400 Arten behandelt. Das ist eine stattliche Zahl. Aber noch immer bleiben damit mehr als 90 Prozent der etwa 45 000 österreichischen Tierarten gänzlich unberücksichtigt; stirbt von diesen Arten eine aus, so geschieht das vorerst ohne Aufhebens.

Sind also Erfassung, Dokumentation, Monitoring und Schutz der Biodiversität möglicherweise so unerschöpfliche Aufgaben, dass der Naturschutz besser gleich vor der Überfülle kapitulieren sollte? Viele gegenwärtige Entwicklungen scheinen diese Frage de facto zu bejahen. Eingriffsplanungen und Umweltverträglichkeitsuntersuchungen konzentrieren sich in wachsendem Maße auf diejenigen Arten, die in den Anhängen der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie und der Vogelschutzrichtlinie verzeichnet sind. Besondere Artenschutzprogramme werden seit jeher eher für große und populäre Arten entwickelt. Mit der Etikettierung als „flagship species“ oder „umbrella species“ soll zumindest der Anspruch geltend gemacht werden, dass Schutzprogramme für diese Arten auch der Gesamt-Biodiversität Nutzen bringen können. Aber diese positiven Nebeneffekte und Umwegrentabilitäten bleiben in vielen Fällen ungewiss. In strengen Tests haben besonders ausgewählte „umbrella species“ diesbezüglich oft nicht besser abgeschnitten als rein zufällig ausgewählte Arten. Mit der Konzentration auf populäre Arten riskiert der Artenschutz, dass die weniger bekannten Arten, die akute Hilfe besonders nötig hätten, aus dem Blickfeld geraten.

Mit dem vorliegenden dritten Band der Neubearbeitung der Roten Liste werden Krebse, Zikaden, Köcherfliegen, Skorpione und Weberknechte nun in den Mittelpunkt gerückt. Diese Tiergruppen zählen nicht zum engeren Mainstream der Naturbeobachtung; in der Bewertungspraxis werden sie nicht regelmäßig herangezogen. Sieht man sich aber die hier vorgelegten Bearbeitungen aber an, so entfalten sich je nach Gruppe Naturschutz-Dramen von Faunenfälschung, Krankheitsübertragung, Endemismus und seiner Bedrohung durch den Klimawandel bis hin zu einer bisher noch weitgehend unerkannten Konsequenz der Ausbringung genetisch veränderter Organismen auf Fließgewässerzönosen, sollte Österreich seine diesbezüglich restriktive Politik einmal aufgeben. Mit jeder der behandelten Tiergruppen wird ein völlig neues Schlaglicht auf die derzeitige Bedrohungssituation der Biodiversität Österreichs geworfen, mit jeder Gruppe wird eine Sichtweise geboten, die in den beiden bisher erschienenen Bänden noch gänzlich unberücksichtigt geblieben war. Flusskrebs, Zikade und Weberknecht strafen bei näherer Betrachtung die Auffassung Lügen, dass Biodiversität jenseits von Fischotter, Weißstorch und Laubfrosch uninteressant und für den Naturschutz vernachlässigbar wäre. Dass es im Reich der Biodiversität dunklere und besser beleuchtete Bereiche gibt, liegt nicht an der Biodiversität selbst, sondern an unserer begrenzten Kapazität und oft begrenzten Bereitschaft, in die weniger beleuchteten Teile vorzudringen.

Wie die ersten beiden Bände verdankt auch der dritte Band der Rote-Listen-Neuausgabe seine Entstehung der Zusammenarbeit von Taxonomen, Sammlern, Spezialisten und den Autoren, die in Personalunion alle diese Bezeichnungen in sich vereinigen und für diese Bearbeitung alle gefährdungsanalytisch relevanten Daten zusammengestellt und ausgewertet haben. Besonderer Dank gebührt externen Reviewern für die fachliche Überprüfung

der Manuskripte. Irene Oberleitner war insbesondere bei der komplexen Redaktion der Literaturverzeichnis-Bezüge eine große Unterstützung. Die englischen Abstracts wurden von Brigitte Read linguistisch überarbeitet. Die administrative Leitung des Projekts oblag wie bei den ersten beiden Bänden Maria Tiefenbach im Umweltbundesamt und Gabriele Obermayr im Lebensministerium, insbesondere aber Ruth Wallner als Gesamtverantwortlicher für die Grüne Reihe des Lebensministeriums. Allen sei für ihre Unterstützung herzlich gedankt.

Der britische Biologe John Lawton verglich die Biodiversitätserfassung einmal mit einem Telefonbuch; verfügen wir über die weißen Seiten, also über die Namen und Adressen der Arten, so fehlen uns doch meistens die gelben Seiten, also die Dokumentation ihrer Nischen, ihrer biologischen und ökologischen Rollen im Ökosystem. Die folgenden von den Autoren verfassten roten Seiten in diesem Buch sollen einen Beitrag zur Ergänzung dieser gelben Seiten leisten, vor allem aber verhindern, dass Einträge auf den weißen Seiten in Zukunft einmal gelöscht werden müssen.

Klaus Peter Zulka
Umweltbundesamt Wien